

***Pose* als Ausdruck nicht-hegemonialer Geschichtsschreibung und Anknüpfungspunkt für queere Zukünfte**

Luki Sarah Schmitz

Luki Sarah Schmitz: sschmitz@em.uni-frankfurt.de

Um queere Zukünfte erkennen zu können, muss nebst der Diagnose der Gegenwart auch ein Blick in die Vergangenheit möglich werden. Die Geschichten queerer Kämpfe gilt es nicht als abgeschlossen, sondern als kontinuierlich einzugedenken. Einen Blick auf queere Lebensformen zeigt die Serie *Pose*. Situiert im New York der späten 1980er Jahre während der AIDS-Krise, schildert die Serie das Leben von Trans*-Frauen und Schwulen of Color in der Ballroom-Szene. Mich interessiert, was dieser Blick ‚zurück‘ zu genau jenen Ereignissen für die Herleitung und Herausbildung queerer Zukünfte bedeuten kann?

Ich erachte Walter Benjamins Thesen *Über den Begriff der Geschichte* als gewinnbringende Hintergrundfolie, um eine Annäherung an diese Frage zu finden. Geschichtsschreibungen haben einen ambivalenten Charakter, indem sie sowohl zu Herrschaftsmomenten, als auch zu Momenten von Kritik und Widerstand werden können. Ersteres ist das hegemoniale Bild von Geschichte, welches aus der Perspektive der Sieger*innen verfasst ist. Das Letztere kann gelingen, wenn die Niederlagen und die Narrative der Unterdrückten mit eingeschlossen werden, so Benjamin.

Meiner These nach lässt *Pose* beide Narrative zu, sie gehen jedoch nicht ineinander auf. Auf der einen Seite kann die Serie als Ausdruck der Liberalisierung und der Anerkennung erachtet werden. Im Sinne einer (neoliberalen) Fortschrittsidee ist eine Interpretation der Konstatierung zwischen ‚früher war es schlechter, jetzt ist es besser‘ zulässig.

Auf der anderen Seite besticht die Serie dadurch, dass die Protagonist*innen um ihre Stellung in der Gesellschaft und die Kontinuität dieser wissen. Kategorien wie *realness*, *passing* sind nicht Ziele für den Fortschritt, sie sind zugleich Ausdruck der Niederlage – dessen, was ohnehin nicht erreicht werden kann. Die Kategorien werden als immer-gesellschaftliche Inszenierungen demaskiert und umgedeutet. Materialisierungen dessen zeigen sich in Formen der Beziehungsweisen, die andere Verständnisse von Familie oder Geschlecht ermöglichen. Es werden queere Lebensweisen jenseits individueller Toleranz und Anerkennung sichtbar, die auf kollektiver Sorge und Verantwortung basieren. Jene Momente der ‚anderen‘ Geschichtsschreibung werde ich analysieren, um daraus mögliche Potentiale für queere Zukünfte aufzuzeigen.

Ambivalenzen der Arbeit an Körper und Selbst. Eine ethnografische Untersuchung im Kontext queerer Fitnessgruppen

Corinna Schmechel

Corinna Schmechel: corinna.schmechel@posteo.de

Die Frage der Gestaltbarkeit des Körpers erscheint aktuell als zentraler Ansatzpunkt für Utopien wie Dystopien (Dickel 2016). Der Körper ist dabei nicht nur Mittelpunkt allgemeiner Utopien der Überwindung von Schmerz, Einschränkung und Tod, sondern auch persönlicher Utopien des Selbst (Duttweiler 2004). Dabei ist der Körper im Hier und Jetzt immer mangelhaft, unfertig, unvollkommen. Denn die Basis jeder Utopie ist eine zu überwindende, weil nicht hinnehmbare, Gegenwart. „Mein Körper ist das genaue Gegenteil einer Utopie [...]. Mein Körper ist eine gnadenlose Topie“ verkündet Michel Foucault beim Blick in den Spiegel (Foucault 2014: 25). Doch so wenig wir unseren Körper zurücklassen können, so sehr er „ganz unausweichlich immer hier und niemals anderswo“ (ebd.) ist, ist er auch zentrales Medium von Handlungsfähigkeit und Selbstgestaltung. Auch Foucault wird im gleichen Vortrag verlauten lassen: „Der menschliche Körper ist der Hauptakteur aller Utopien.“ (Foucault 2014: 31)

Die Gleichzeitigkeit des Körpers als ermöglichend und beschränkend spielt im Kontext queerer Zukunftsvisionen, gesellschaftlich-politischen wie individuell-privaten, eine große Rolle – geht es doch in queeren Politiken wesentlich darum, dem Körper seine ‚Essentialisierungsmacht‘ über Geschlecht, Begehren, Lebensbedingungen und damit auch potentielle Zukünfte zu entziehen.

In meinem ethnografischen Dissertationsprojekt untersuche ich queere Fitnessgruppen u.a. zur Frage nach der Verhandlung der ambivalenten Potentiale und Grenzen der Eigenkörperformung durch entsprechend gezielten Sport. Gerade für Menschen in geschlechtlichen Transitionsprozessen, aber auch viele andere Queers, spielt die Formung des eigenen Körpers eine wichtige Rolle für den Ausdruck der eigenen Geschlechtsidentität, die Verarbeitung von Gewalt- und Diskriminierungserfahrungen und die Genese von Selbstvertrauen und -sicherheit. Gleichzeitig stoßen gerade in intersektionaler Verknüpfung mit chronischer Krankheit und Behinderung die Glücksversprechen (Ahmed 2010) der Fitnesskultur an ihre Grenzen und führen politische Ansprüche der Anti-Normativität in inter- und intrasubjektive Dilemmata. Der Vortrag stellt auf dieser empirischen Basis anschließende Überlegungen zur ambivalenten Bedeutung der Arbeit am eigenen Körper in queeren Subkulturen vor.

Becoming trans* parents: Zu den (Un-)Möglichkeiten von Elternschaft, Familie und Verwandtschaft jenseits cis-heteronormativer Modelle

Jennifer Stoll

Jennifer Stoll: jennifer.stoll@uni-kassel.de

Im Zuge gegenwärtiger Anfechtungen von Zweigeschlechtlichkeit, Pluralisierungstendenzen von familialen Lebensweisen sowie der Entwicklung reproduktionstechnologischer Möglichkeiten geraten hegemoniale Formen von Elternschaft in Bewegung. Praktiken des Eltern-Werdens jenseits von cis-normativer Zweigeschlechtlichkeit stellen Anfechtungen repronormativer Anordnungen dar und verweisen zugleich darauf, wie Elternschaft weiterhin durch Recht, Medizin und Staat ermöglicht, verkompliziert und verunmöglicht wird.

Empirisch und konzeptionell bezugnehmend auf vorläufige Forschungsergebnisse meiner laufenden Promotionsforschung widmet sich dieser Vortrag dem Thema Eltern-Werden jenseits cis-heteronormativer Modelle in Deutschland und rückt damit Erfahrungen von Personen, die sich als trans* identifizieren und Eltern werden, geworden sind oder werden möchten, in den Fokus. Ethnografische Beobachtungs- und Interviewdaten zeigen, wie eine Welt, die „nicht für queere oder für trans* Personen gemacht ist“ (Interviewauszug), kreative Verhandlungen u.a. rechtlich, körperlich und technologisch bedingter Hürden und Möglichkeiten erforderlich machen. Ausgehend von kreativen ‚Navigationen‘ werden Praktiken des Eltern-Werdens im Sinne komplexer (Re-)Konfigurationen von u.a. Körper(funktionen), Recht, Technologie und Community rekonstruiert, um diese sowohl unter Berücksichtigung trans*ausschließender Regulierungsweisen als auch queerer Imaginationen und Utopien zu konzeptualisieren.

Mit der vorgestellten Forschungsperspektive lässt sich die Frage nach queeren Zukünften von Elternschaft, Verwandtschaft und Familie nicht ohne ein Ernst-Nehmen materieller wie auch nicht-materieller Aspekte aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft bearbeiten. Folglich skizziert dieser Vortrag ein queerfeministisches, posthumanistisch- und neomaterialistisch-orientiertes Verständnis von Praktiken des Eltern-Werdens und Verwandtschaft-Machens im Sinne eines Zusammenspiels von (Un-)Möglichkeiten, Gefahren, Hoffnungen und Ängsten (vgl. Haraway 2004). Die Frage nach Möglichkeits(t)räumen queerer Zukünfte wird damit hinsichtlich der Herausforderung, Elternschaft jenseits individualisierender, biologisierender sowie trans*ausschließender Verständnisweisen zu denken, zu beforschen und – gegenwärtig wie zukünftig – möglich zu machen, bearbeitet.

Visual Kei als eine gegenwärtige Vision queerer Zukünfte? Von Jugendszenen als posttraditionaler Vergemeinschaftungsform

Julia Wustmann, Babette Kirchner

Julia Wustmann: julia.wustmann@tu-dortmund.de, Babette Kirchner: babette.kirchner@tu-dortmund.de

In individualisierten und pluralisierten Gegenwartsgesellschaften stellen (Jugend-)Szenen einen Prototypus posttraditionaler Vergemeinschaftungsformen dar. Infolge der Entbettung aus traditionellen sozialen Gesellungsgebilden bieten gerade Szenen neuartige Handlungsrahmen, in denen Individuen ungeachtet ihrer sozialen Herkunft teilhaben können und in denen traditionale gesellschaftliche Leitbilder und Orientierungen diskutier- und verhandelbar werden. Inwieweit Geschlechterarrangements in verschiedenen juvenilen Szenen ironisiert, in Frage gestellt, erprobt, negiert oder re-traditionalisiert werden, wird in einem DFG-Projekt erforscht. Zur Beantwortung dieser Frage werden verschiedene Szenen über Feldaufenthalte, Gruppendiskussionen und Einzelinterviews erkundet.

Eine dieser erkundeten Szenen ist die in den 1980er Jahren in Japan entstandene und mittlerweile auch in Deutschland verbreitete Visual-Kei-Szene. Die Szenegänger_innen verbindet u.a. eine visuell auffällige Selbststilisierung, die sich an Bühnen- und Mediendarstellungen der japanischen Szene-Musiker_innen orientiert. Das Ziel der szenetypischen Stilisierung ist das absichtsvolle ‚Verwischen‘ von bipolaren Geschlechtervorstellungen. Eng damit verbunden ist eine idealisierte und zugleich kritische Auseinandersetzung mit tradierten Geschlechtermustern. Dieses Szeneselbstverständnis tragen auch die zahlreichen LGBTQI-Personen der Visual Kei-Szene mit. Denn der Handlungsrahmen wird in zweierlei Hinsicht als neuartiger Möglichkeitsraum begriffen: zum einen als ideeller ‚Freiraum‘ und zum anderen als buchstäblicher ‚Schutzraum‘. Die Entstehung eines solchen freien und sicheren Raums vollzieht sich in Abgrenzung zum Szene-Außen, das in symbolischer und leiblicher Hinsicht als gefährdend wahrgenommen und erfahren wird. Denn die im Szene-Innen erprobten queeren Geschlechterdarstellungen werden in der Geschlechterattribution des Szene-Außen als massive Konfrontation aufgefasst.

Resümierend können Szenen als posttraditionale Sinn-Generatoren verstanden werden, da sie einen Möglichkeitsraum bieten, innerhalb dessen queere Zukünfte gedacht und gelebt werden. Um an einem solchen queeren Möglichkeitsraum teilhaben zu können und zu dürfen, bedarf es aber – so die These – einer szenespezifischen ‚Gender-Kompetenz‘, die abschließend konzeptionell diskutiert werden soll.